

zoé

leben mit anderen augen sehen

Nr. 4
LIEBEN



**Liebe braucht
geschenkte Zeit**

LIEBE SCHMECKT GUT

Denkst du auch, dass es Liebe ist? //
 Fühlst du auch, dass es anders ist? //
 Dass die Welt anders schmeckt, anders riecht //
 Anders tickt, wenn du bei mir bist? //
 Oh, es ist schön, wenn du Liebe gibst //
 Weil du plötzlich ganz anders liebst //
 Mit dem Körper die Seele verführst //
 Und nich' nur meine Haut berührst //
 Lieber mit Lust die Liebe leben //
 Als im Leben nie Lust oder Liebe erleben //
 Liebe macht sexy, Liebe macht schön //
 Liebe muss man nicht kaufen, Liebe muss nicht vergeh'n //
 Liebe gibt es schon ewig, Liebe gibt's nie genug //
 Liebe riecht frisch gebacken //
 Mmmh ... Liebe schmeckt so gut //

Wenn du mal keine Liebe kriegst //
 Und einsam und klein, ganz allein //
 unter deiner Decke liegst //
 Dich verkriechst und selbst liebst //
 Bis du müde bist, müde bist, müde bist, müde bist, ... //
 Wenn du dich fragst, wo die Liebe ist //
 Und ob sie dich einfach hängen lässt //
 Dann kommt sie irgendwann bei dir an //
 Und zeigt dir, dass du besonders bist //
 Lieber mit Lust die Liebe leben //
 Als im Leben nie Lust oder Liebe erleben //

Grosstadtgeflüster, Liebe schmeckt gut,
 auf: Muss laut sein

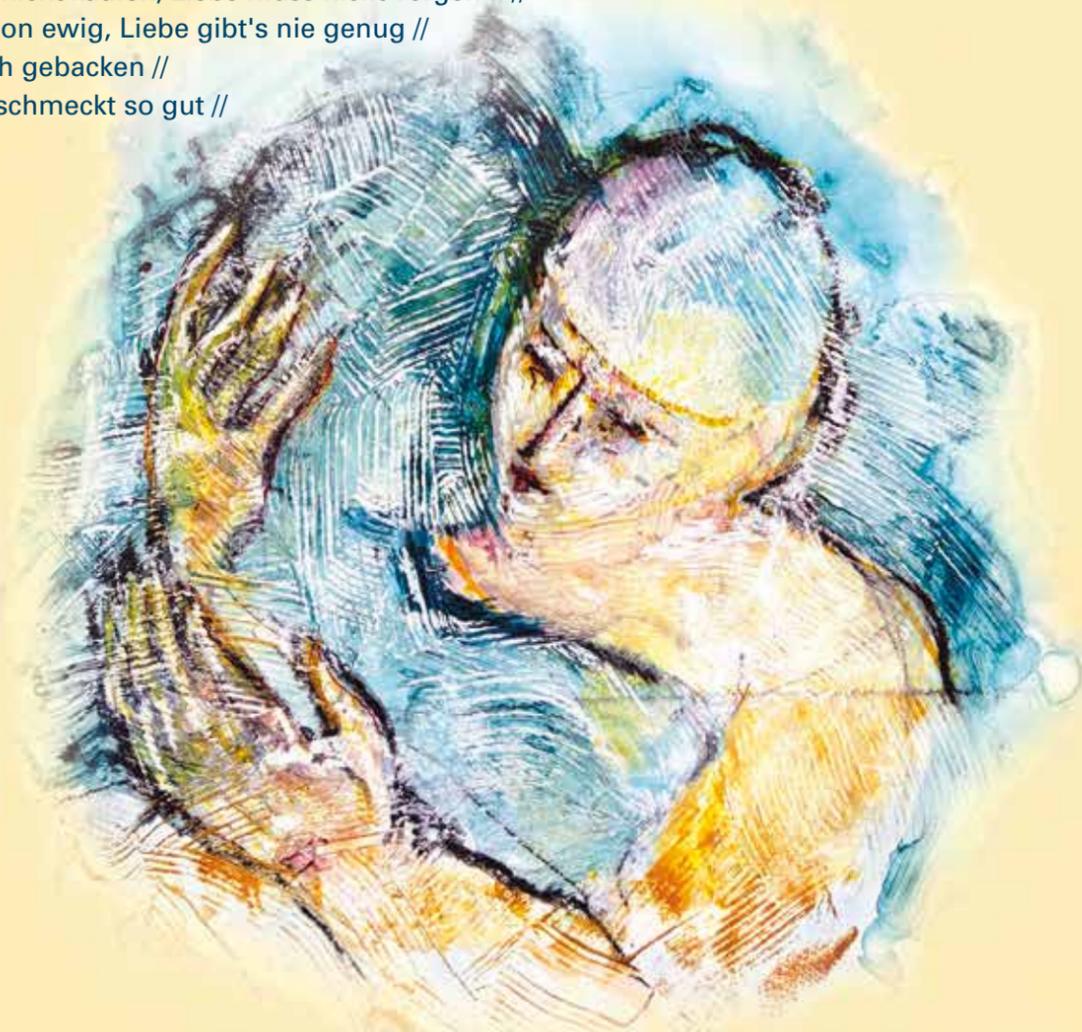


Illustration: Patrick Schoden

Fotos: Titelseite: Andreas Kühnken // S. 3 privat

Liebe Leserinnen und Leser,

die erste Partnerschaft, der erste Kuss, die eigenen Kinder – wir alle haben eigene Bilder im Kopf beim Wort Liebe. Biblisch ist dieses Wort noch viel weiter gefasst: Eigenliebe, Nächstenliebe, Feindesliebe. Und überall soll sich die Gottesliebe ausdrücken. Ein Riesenwort also, dem wir uns in dieser Zoé in verschiedenen Geschichten nähern.

Dass Liebe geschenkte Zeit braucht, wie Papst Franziskus in Amoris Laetitia (224) schreibt, ist offenkundig. Das gilt auch für Michael Schmülling, der als Religionslehrer und Sozialpädagoge vielfältige Beziehungsarbeit an seiner Schule leistet. Oder für unsere Kollegin Kerstin Ostendorf. Sie hat vor einem Jahr geheiratet und blickt zurück auf den Trubel der Vorbereitung. Und darauf, was sich mit der Hochzeit verändert hat.

Wir danken allen Lehrerinnen und Lehrern, die mit eigenen Texten und Ideen diese Ausgabe möglich gemacht haben. Gleichzeitig laden wir wieder alle Leserinnen und Leser ein: Senden Sie uns Ihre Vorschläge für Geschichten, für Ihre Impulse im Alltag.

Und nun viel Freude beim Lesen!



Rainer Middelberg
 Chefredakteur

zoé – leben mit anderen augen sehen

Das Magazin für Religionslehrerinnen und -lehrer in den (Erz-)Bistümern Berlin, Hildesheim und Osnabrück. Mehr Infos: www.zoe-magazin.de

zoé bezeichnet in der altgriechischen Sprache physisches Leben im Gegensatz zum Tod. Dabei geht es aber nicht nur um die Frage, wie und wodurch man lebt, sondern auch woraus und wozu. Im Neuen Testament ist Jesus selbst der Weg, die Wahrheit und das Leben (Joh 14,6), das er schenkt. Diese Zeitschrift möchte diese Dimensionen von zoé miteinander verknüpfen und erforschen.

September 2019

Nr. 4 LIEBEN

Titelthema

4

Damit sie sich schätzen und dadurch schützen

Ein Religionslehrer und Sozialpädagoge als Mann für Beziehungsarbeit

10

Ich muss den Täter nicht mögen

Reflexion über die Feindesliebe

11

Ich packe meine Schultasche

Was eine Religionslehrerin im Beruf antreibt

12

Lieben ist das eine, Heiraten das andere

Rückblick auf den Irrsinn einer Hochzeitsvorbereitung

16

Trauernder Onkel

Wie sich angesichts des Todes seiner Nichte Perspektiven eines Priesters ändern

17

Glück gehabt // Dumm gelaufen

22

22 Fragen an Martina Kreidler-Kos

Die Theologin ist Expertin in Sachen Liebe

26

Unsere Tankstelle zu Gott

Worship-Musik als Vehikel für Spiritualität

28

Alle Erkenntnisse waren schon da

Trainerin erkennt auf dem Jakobsweg nicht nur ihren Traumberuf, sondern auch das Ende ihrer Beziehung

32 Auszeit // 34 Aufgelesen

Damit sie sich schätzen und dadurch schützen

Auch heute einen wertschätzenden Umgang mit Liebe und Sexualität zu vermitteln, ist nur eine Herausforderung im Alltag von Michael Schmülling. Er ist Religionslehrer und Sozialpädagoge in Göttingen. Ein Mann für Beziehungsarbeit auf vielen Ebenen

Das Zwiegespräch ist eine Stärke von Michael Schmülling. Ohne Ablenkung durch das Umfeld bekommt er die Aufmerksamkeit seiner Schüler



Die Gitarre in der Ecke, Fotos von Schulfahrten an den Wänden und die Sitzecke mit Glastisch und kleiner Ikone – sie alle spiegeln die Arbeit von Michael Schmülling wider. Er ist Sozialpädagoge und Religionslehrer an der Bonifatius-Oberschule in Göttingen. Und ein in der Wolle gefärbter Pfadfinder, der den Weg in seinen heutigen Beruf erst suchen und finden musste: erst Banklehre, dann Fachabitur, Freiwilliges Soziales Jahr, Studium der Sozialpädagogik und später die Fortbildung zum Religionslehrer.

Gesprächspartner ohne Notenbuch im Hinterkopf

Nach verschiedenen Tätigkeiten in der kirchlichen Verbandsarbeit ist er seit 2006 an der Bonifatiuschule. Hier arbeitet er mittlerweile mit jeweils halber Stelle als Sozialpädagoge und als Religionslehrer. Mit seiner Stellenbeschreibung kann er unkomplizierte Beratungsangebote machen. In ihm finden Jugendliche einen vertrauensvollen Gesprächspartner, der eben kein Notenbuch im Hinterkopf hat.

Der Weg zu Schmüllings erster Stunde heute ist eher ein Spaziergang durch den Süden der Göttinger Altstadt mit hohen Bäumen und Altbauten. Die Schule hat vier Gebäude, drei mit weit mehr als 100 Jahren auf dem Buckel. Sie liegen im Viertel verteilt und haben kein gemeinsames Schulgelände.

Die Luft im Gebäude an der Bürgerstraße ist drückend heiß. Der Gong schlägt. Zwei Mädchen begrüßen Michael Schmülling schon auf dem Flur. „Wir wollen Sie abholen“, flöten sie und geleiten ihren Lehrer in den Raum der 6a. Die dritte Stunde beginnt, Vertretungsunterricht Erdkunde. 18 Schülerinnen und

Schüler fläzen sich eher auf ihren Stühlen, als dass sie eine Arbeitshaltung einnehmen. Kurz vor den Ferien findet das ausgeteilte Arbeitsblatt wenig Beachtung.

Die Schultern hochgezogen, das Gesicht verheult, den Blick auf den Boden gerichtet öffnet Maike (Schülernamen sind geändert) die Tür des Klassenzimmers. Sie schleicht zu ihrem Platz, ein einzelner Platz ganz hinten im Raum. „Wo kommst du denn jetzt noch her?“, fragt Michael Schmülling. Sein Ton ist ruhig, aber bestimmt. „Ich konnte nicht eher ... Ich habe mit ...“ Die Stimme des Mädchens bricht. Sie blickt zu Boden. „Beruhige dich erst mal“, sagt Schmülling. Seine gelassene Reaktion zeigt, dass unvorhergesehene Situationen sein tägliches Geschäft sind. Kurze Zeit später geht er mit der Zwölfjährigen auf den Flur. „Ihr ändern macht bitte mit dem Arbeitsblatt weiter.“

Michael Schmülling und Maike sprechen auf dem Flur, die Tür bleibt offen. Später erklärt er, dass er so nicht nur der Aufsichtspflicht nachkommen, sondern auch zweifelhafte Situationen alleine mit dem Mädchen ausschließen will. Hier wie auch in Pausengesprächen zeigt sich, dass Schmülling ein Mann für Beziehungsarbeit ist, bei Konflikten zwischen Schülern, Schülern und Lehrern, Schule und Elternhaus, Lehrern untereinander. „Vielleicht ist das ja gelebte Solidarität“, sinniert er. Vielleicht auch praktische Nächstenliebe. In jedem Fall prägt seine Arbeit das Miteinander.

Die Stimmung in der Klasse schaukelt sich derweil auf. Klaus genießt es, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und wirft ein Radiergummi durch den Raum. Lautstarke Kommentare von Mitschülern folgen. Die wenigen Minuten ohne Lehrer genügen, um die Arbeitsatmosphäre aus den Angeln zu heben. Wie in einem Brennglas zeigt sich in dieser Klasse die Situation in



Unweit des Grabmals von Carl Friedrich Gauß liegt das Sandsteingebäude, in dem Michael Schmülling sein Büro hat. Die Pracht der ehrwürdigen Gebäude außen weicht typischem Schulcharme innen – mit Schmülling als Ansprechpartner in Unterricht und Pause



Hitze, Ferien im Blick, Vertretungsunterricht – bis zu einer Arbeitsatmosphäre dauert es

vielen integrierten Systemen wie Ober- und Sekundarschulen in Deutschland. Mit der Abschaffung der Schullaufbahnpflichtung ist in Niedersachsen seit 2015 eine Entscheidungshilfe für Eltern zur Wahl der weiterführenden Schule entfallen. Die Übergangsquote zum Gymnasium hat sich auf rund 43 Prozent, zur Integrierten Gesamtschule auf 16 Prozent und zur Oberschule auf rund 21 Prozent eingependelt.

Gleichzeitig ist die Inklusionsquote, also der Anteil der Schüler mit sonderpädagogischem Förderbedarf an Regelschulen stark gestiegen. Besuchten in Niedersachsen 2008 noch 23.000 Kinder eine Förderschule für die Bereiche Lernen bzw. Emotionale-Soziale Entwicklung, waren es 2018 nur noch 9.000 Mädchen und Jungen. Entsprechend mehr Kinder mit diesen Förderbedarfen verteilen sich nun auf Regelschulen – nachweislich weit überproportional auf Haupt- und Oberschulen.

Genau dieser Entwicklung und Kindern wie Klaus stellt sich Michael Schmülling. Klaus wirft wieder Gegenstände durch den Raum. Er spricht laut, ohne äußeren Anlass und lehnt sich zum Hintermann zurück. Bis zum Ende der Stunde bleibt sein Blatt leer. Mehrere Kinder seiner Klasse sind laut Schmülling hyperaktiv oder leiden unter Aufmerksamkeitsstörungen.

Michael Schmülling bleibt dennoch ruhig. Von Platz zu Platz geht er, spricht die Schüler einzeln zu den Aufgaben auf dem Arbeitsblatt an, sucht den Augenkontakt. Die Unruhe in der Klasse scheint er ausblenden zu können. Ihm gelingt in jedem kurzen Gespräch ein ebenso kurzer wie konzentrierter Austausch.

Völlig unbeteiligt davon kauert Maike an ihrem Tisch. „Tut mir leid. Ich habe dich nicht verdient“, schreibt sie mit Filzstift

»Ich habe
das Bedürfnis,
die Mädchen vor
gierigen Blicken
zu schützen.«

auf ihren Arm, starrt auf die Worte und biegt den Stift, bis er bricht. Wie getrieben greift sie den nächsten Stift und verwandelt ihren Unterarm in eine einzige rote Farbfläche. Von Michael Schmüllings Versuch einer Ergebnissammlung bekommt sie nichts mit. Er lässt sie in Ruhe.

Ein Streit mit dem Freund, eskaliert auf dem Schulhof, war der Grund für ihren Frust. Schmülling spricht sie am Ende der Stunde noch einmal an: „Wir können das Problem hier nicht lösen. Vielleicht bringt dir die Pause etwas Ablenkung. Wenn du Hilfe benötigst, kannst du zu mir kommen. In der sechsten Stunde habe ich für dich Zeit.“

Gegenentwurf für eine an Pornos gewöhnte Jugend

Liebeskummer, so normal und doch so brutal. Liebe und Sexualität werden auch hier in der Sekundarstufe I auf vielen Ebenen thematisiert. Vom Sexualkundeunterricht in Biologie über Liebeslyrik in Deutsch bis zur Werteerziehung in Religion. Es ist der Versuch eines Gegenentwurfs zu einer an Pornokonsum gewöhnten Jugend, die erst kürzlich ihre Auswüchse bis auf einen Spielplatz in Göttingen fand: Dort hatte eine Zwölfjährige einen Gleichaltrigen befriedigt. Wie kann und soll Schule mit so etwas umgehen?

Ein Präventionskonzept, die enge Vernetzung mit Beratungseinrichtungen und offene Augen und Ohren der Lehrerinnen und Lehrer an der Bonifatiuschule sollen helfen, einen angemessenen Umgang mit Sexualität zu vermitteln. Kein leichtes Unterfangen. „Gerade als Mann habe ich eine Schere im Kopf: Ich möchte im persönlichen Gespräch auch jedem Mädchen gegenüber treten können. Gleichzeitig achte ich aber auf körperliche Distanz.“



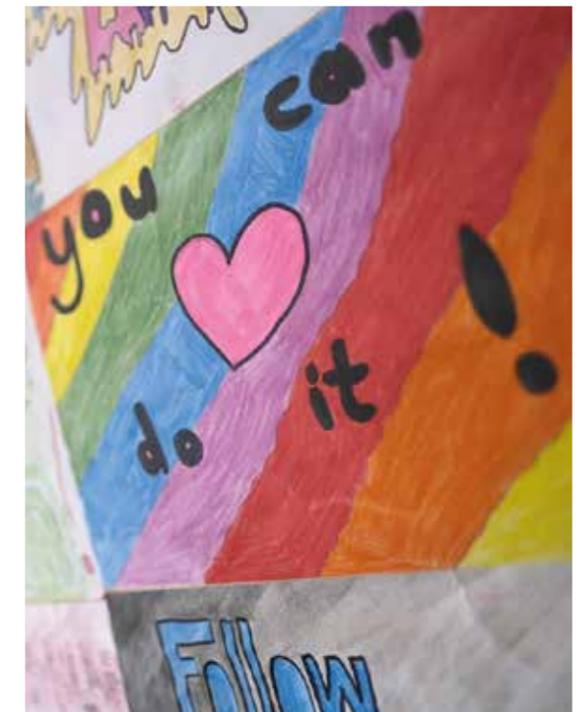
Schmülling hält auch die Kleiderordnung an seiner Schule für wichtig. Mädchen sind angehalten, keine Hotpants und freizügige Tops zu tragen. „Ich habe das Bedürfnis, die Mädchen vor gierigen Blicken zu schützen.“ Die mitunter doch sehr knappen Shorts und Tops an diesem heißen Tag zeigen gleichwohl die Grenzen dieses Wunsches auf.

Umso wichtiger ist die Sensibilität auf allen Seiten. „Die Jugendlichen müssen ein Gefühl dafür entwickeln, dass sie nur schützen können, was sie auch schätzen.“ Im Kollegium wirbt er dafür, bis Jahrgang 7 getrennt geschlechtliche Lerngruppen einzuführen. „Dann müssen sich Mädchen und Jungen im Unterricht nicht mehr voreinander produzieren. Vielleicht nähme so eine Schutzzone in der ersten Phase der Pubertät etwas Druck raus.“

Schmülling hat das Thema heute auch im Religionsunterricht auf den Plan gesetzt. „Was verbindet ihr mit dem Begriff Liebe?“, lautet die Frage. „Füreinander da sein“, „Freundschaft“, „Nie mehr allein sein“ lauten einige Antworten. „Zärtlichkeit“, „Sex“ – nein, diese Worte fallen nicht. Vielleicht können sie es in diesem erneut unruhigen Unterrichtsumfeld auch nicht. Erst recht nicht, wenn das andere Geschlecht mit dabei ist. Was aber auffällt: Im persönlichen Gespräch mit ihrem Lehrer sind die einzelnen Mädchen und Jungen trotz des Trubels konzentriert. Sie scheinen Michael Schmülling ernst zu nehmen, einfach als Persönlichkeit. Vielleicht ist dieser individuelle Zugang ein Weg, um mehr Sensibilität wachsen zu lassen.

TEXT: RAINER MITTELBERG

FOTOS: ANDREAS KÜHLKEN



Schmüllings Büro zeigt, wie er an Schülern hängt: Überall finden sich Bilder und Fotos von Projekten

»Ich muss den Täter nicht mögen«

Wie weit geht die Feindesliebe? Reflexionen von Klaus Mertes darüber, wie wir über Vergebung sprechen

Das Talionsprinzip („Auge um Auge, Zahn um Zahn“) wird oft als Racheprinzip missverstanden. Dabei heißt es in Ex 21,23 ganz klar: „Du sollst geben: Auge für Auge ...“ Das ist an den Täter gerichtet und verpflichtet ihn zu Schadenersatz, und nicht an das Opfer, um diesem die Bahn freizugeben für Gegengewalt. Das Missverständnis gab es schon immer. Jesus rückt es in der Bergpredigt zurecht. An die Opfer gewandt fordert er: „Wenn dich jemand auf deine rechte Backe schlägt, dem biete die andere auch dar.“ (Mt 5,39). Feindesliebe.

Es reicht, wenn ein Opfer auf Lynchjustiz verzichtet

Nun muss das keineswegs bedeuten, dass ich den Menschen, der mir etwas angetan hat, mögen soll. Lieben bezieht sich nicht auf Gefühle, sondern auf Taten beziehungsweise auf Unterlassung von Taten. Es reicht schon, wenn ein Opfer auf Lynchjustiz verzichtet und die Vergeltung dem Herrn überlässt, oder säkular gesprochen: dem Gericht. Das ist auch schon Feindesliebe und, je schlimmer und nachhaltiger der angerichtete Schaden ist, umso mehr.

Eine missglückte Predigt im Bistum Münster über Vergebung schlug kürzlich bundesweit Wellen. Sie bleibt ein guter Anlass, darüber nachzudenken, wie wir in der Kirche über das Thema Vergebung sprechen können und wie wir besser nicht sprechen sollten. Opfer vergeben schon dann, wenn sie darauf verzichten, selbst die Richter zu sein. „Meinen Hass bekommt ihr nicht“ (Antoine Leiris) – so kann man auch die andere Wange hinhalten.

TEXT: KLAUS MERTES



Klaus Mertes ist Jesuitenpater und Direktor des Kollegs Sankt Blasien

Nach dem Schlaf, morgens um sieben //
So steht es in einem Urteil geschrieben //
Richtet man mich im Keller hin //
Weil ich der gesuchte Mörder bin //

Bis dahin war mir völlig fremd //
Wie es in dem Moment //
Wo man weiß, jetzt endet das Leben //
Und es wird keine Gnade geben //

Auge um Auge, Zahn um Zahn //
Es trennen Welten Vernunft und Wahn //
Auge um Auge, Zahn um Zahn //
Auserkoren, krank vom Wahn //

Es hat was Gutes zu verstehen //
Ein Kind kann keinen Mord begehen //
Die Sanduhr rinnt, vorbei die Zeit //
Ich trete vor, nun ist es so weit //

Ach, wie musst du gelitten haben //
Es gibt Menschen, die sich daran laben //
Wenn einer leidet in Todesangst //
Gern verzichte ich auf diesen Tanz //

Auge um Auge, Zahn um Zahn //
Es trennen Welten Vernunft und Wahn //
Auge um Auge, Zahn um Zahn //
Auserkoren, krank vom Wahn //

In Extremo, Auge um Auge, auf: Sterneneisen

Foto: Andreas Kühnken

Ich packe meine Schultasche

Religionsunterricht ist mehr als Studententafel und Kerncurriculum. Doch was treibt mich in meinem Beruf an? Gedanken von Dunja Gerdes



Das hat mich zu meinem Studium inspiriert:

Lehrerin sein – das war und ist mein Traumberuf. Es bereitet mir großen Spaß, anderen etwas zu vermitteln und gemeinsam über Sinnfragen zu philosophieren. Vor allem durch meine Erfahrungen in der Jugendarbeit bei den Pfadfindern war für mich das Fach Religion gesetzt.

Diese Schülerfrage bzw. Situation ist mir im Gedächtnis geblieben:

Als Lehrerin an der Deutschen Schule in Windhoek, Namibia, unterrichtete ich etliche evangelikal ausgerichtete Jugendliche. Wie gewohnt praktizierte ich einen konstruktiv-kritischen Unterricht, bis mich eine Mutter aufsuchte. Ihre Tochter fragte sich, ob ich denn an Gott glaube. Zweifel an der wortwörtlichen Bibelexegese und meine tolerante Haltung sorgten für erheblichen Klärungsbedarf. Im Unterricht ergaben sich tiefgehende Diskussionen, besonders über das Verhältnis von Glaube und Naturwissenschaft.

Das habe ich für mich aus dem Umgang mit Schülerinnen und Schülern gelernt:

Jeder Schüler bringt seine eigene Geschichte und damit unterschiedliche Sichtweisen mit, natürlich auch abhängig vom Entwicklungsstand. Durch diese Erkenntnis bin ich deutlich gelassener geworden. Oftmals spiegele ich Schülerbeiträge nur. Oder ich schildere ihre Wahrnehmung aus einer anderen Perspektive, ohne zu bewerten oder zu kommentieren. Durch die Auseinandersetzung ist mir auch mein Glaube klarer geworden.

Mit meinem Religionsunterricht bin ich zufrieden, wenn ...

... die Schülerinnen und Schüler selbstständig arbeiten, Fragen entwickeln, Neugierde zeigen und sich Diskussionen ergeben. Die Basis dafür bilden Kooperation, Aktivität und Fachwissen. Zudem gehört dazu, eine eigene Meinung zu ermöglichen und dabei jeden Schüler ernst zu nehmen.

Meine Arbeit als Religionslehrerin lohnt sich, weil ...

... ich den Schülerinnen und Schülern in diesem Fach persönlich begegnen kann. Dazu gehört auch, dass ich offen, tolerant und gesprächsbereit bin. Das Fach bietet mehr Freiheiten als andere Fächer. Religion hat nicht zuletzt deshalb einen hohen Stellenwert im Schulleben. Beispielsweise richten wir jetzt – angeregt durch einen Besuch bei der Caritas-Beratungsstelle in Meppen im Rahmen des Oberstufenunterrichts (Ekklesiologie und Diakonia) – das Angebot zu einem Sozialpraktikum ein. Aus dem Religionsunterricht im Jahrgang 5 ist ein digitaler Adventskalender entstanden.



Dunja Gerdes ist Lehrerin für katholische Religion und Deutsch am Windhorst-Gymnasium in Meppen und Fachleiterin für katholische Religion

Illustration: Adobe Stock.com: toey20 // Foto: privat



Lieben ist das eine, Heiraten das andere

Kerstin und Marco Ostendorf haben vor einem Jahr geheiratet. Ein sehr persönlicher Rückblick von Kerstin auf den Irrsinn der Vorbereitung und auf das, was sich für sie seitdem geändert hat

Anfang September 2017

Irgendwie war Marco an diesem Tag merkwürdig. Er druckste herum, er war stiller als sonst, er war alles andere als entspannt. Dabei war es unser letzter Urlaubstag am Königssee in Bayern. Als ich ihn darauf ansprach, fragte er mich: „Willst du mich heiraten?“

Damit hatte ich nicht gerechnet. Und doch war es so, wie ich es mir vorgestellt hatte: Es war unser ganz persönlicher Moment, ohne Publikum, ohne Tanz-Flashmob. Er fragte mich, ob wir nicht endgültig und ganz offiziell alle Höhen und Tiefen unseres Lebens gemeinsam bewältigen wollen.

Und ich sagte „Ja“.

Zwei Wochen später

„Na, endlich!“ – das haben wir in den vergangenen Wochen häufig gehört, wenn wir von unserer Verlobung erzählt haben. Wir spüren: Unsere Familien und Freunde freuen sich für uns.

Dass wir einmal heiraten wollen, war für uns immer klar. Es ging mehr um das „Wann“, nicht um das „Ob“. Nach neun Jahren Beziehung wollen wir nun den nächsten Schritt wagen – offiziell als Ehepaar und mit dem Schutz und Segen Gottes.

Anfang Oktober 2017

Die erste Hürde: der Termin

Marco und ich haben das Glück, dass wir uns fast immer sehr schnell einig sind. So steht für uns schnell fest, dass wir im September heiraten möchten. Das sollte mit fast einem Jahr Planung im Voraus ja kein Problem sein. Danke ich.

Das Standesamt in Osnabrück und meine Pfarrgemeinde im münsterländischen Recke belehren mich eines Besseren. Fast alle Termine sind bereits belegt. „Da müssen wir erst mal schauen, was überhaupt noch frei ist“, bekomme ich zu hören.

Mitte Oktober 2017

Die großen Drei stehen: Termin, Location und Musik. Wir werden am 1. September 2018 standesamtlich heiraten. Am 14. September ist die kirchliche Trauung und das große Fest mit Familien, Freunden und Arbeitskollegen.

Jetzt können wir uns erst einmal entspannt zurücklehnen und Ideen sammeln. Ich bin ein großer Fan von Pinterest. Tolle Fotos, gute Ideen, viele Anregungen. Aber Achtung: Brauche ich wirklich eine Bar, an der meine Gäste Früchte in ihr Mineralwasser geben können? Und muss ich ernsthaft für alle Frauen zu später Stunde Flip-Flops bereithalten?

November 2017

Die zweite Hürde: das Kleid

Für alle Bräute-in-spe ist die „Vox“-Sendung „Tüll und Tränen“ Pflicht. A-Linie oder Prinzessin? Mermaid-Stil oder lieber Boho? Spitze? Glitzer? Oder beides? Zwei Dinge hat „Vox“ mir beigebracht: Der Schleier ist die Krönung, zum Schluss weint jede Frau.

Jetzt ist mein Moment gekommen: Ich stehe in einem wunderschönen Brautkleid vor dem Spiegel. Es schwingt, es schmeichelt meiner Figur und Hautfarbe. Meine Mutter, meine Trauzeugin und meine Freundin sind genauso begeistert wie ich.

Aber: Als die Beraterin mir den Schleier ins Haar steckt, denke ich: „Nein. Auf gar keinen Fall“. Mein Beratungsteam ist der gleichen Meinung.

Dann wäre jetzt der richtige Moment für die Freudentränen. Aber es rührt sich nichts. Nicht einmal feuchte Augen bekomme ich.

Wieso weinen die anderen? Bin ich nicht normal? Ist es nicht das richtige Kleid? Vielleicht sollte ich noch mal in einem anderen Geschäft suchen.

Halt! Stopp! Durchatmen und Kopf anschalten. So wollte ich doch nicht werden. Ich drehe mich eine weitere Runde im Kleid, übe ein paar Tanzschritte – und kaufe es. Eine gute Entscheidung.



»Vor einem Jahr habe ich gesagt, dass ich nicht glaube, dass die Hochzeit viel verändert. Ich habe mich geirrt. ... Etwas ist anders geworden. Es ist ein stärkeres Gefühl von Sicherheit, von Verbindlichkeit und Stärke.«



Januar 2018

Ich habe mir eine App heruntergeladen: „Ehe.Wir.Heiraten“. Einmal in der Woche bekomme ich nun einen Impuls zugeschickt; kurze Texte, Fotos oder Videos. Wenn freitagabends mein Handy brummt und der nächste Impuls freigeschaltet wird, nehme ich mir die Zeit, kurz darüber nachzudenken: Wie kommunizieren Marco und ich miteinander? Wie streiten wir? Wie versöhnen wir uns? Die App ist eine kleine, aber gute Alternative zu einem Ehevorbereitungskurs.

März 2018

„Wo bleiben denn eure Einladungskarten?“ Mist! Hätte ich die Karten schon Weihnachten verteilen sollen? Haben jetzt alle ihren Sommerurlaub gebucht und sind im September nicht da?

Marco kann über meine kurze Panik nur müde lächeln. Er hat die Karten entworfen, sich bei Druckereien informiert und hilft mir nun, sie fertig zu basteln. Er ist wie fast immer tiefenentspannt. In diesem Punkt ergänzen wir uns gut. Ich treibe an und mahne zur Eile, Marco schreibt noch locker eine Whatsapp und sucht den Autoschlüssel. Letztendlich sind wir immer pünktlich – unsere Karten übrigens auch.

Juni 2018

Kurzurlaub an der Nordsee: Auf's Meer schauen, lange Spaziergänge, im Strandkorb ein Buch lesen – und den Hochzeitsgottesdienst vorbereiten.

Musik, Essen, Location, Brautkleid – das sind für die meisten Brautpaare die Topthemen zur Hochzeit. Für uns gehört ganz klar auch der Gottesdienst in diese Reihe. Im Gottesdienst ist der Moment, wo Marco und ich für uns, vor unseren Gästen, vor der Gemeinde und vor Gott sagen: „Ja, mit dir will ich meinen Weg gehen.“ Das ist der wichtigste Punkt des Tages.

August 2018

Dritte Hürde: die Hochzeitstorte

Bis zu diesem Tag ist mir nicht klar gewesen, wie kompliziert es sein kann, eine Torte zu bestellen. Unsere Bedingung: Sie muss schmecken. Der Bäcker: zwei- oder drei-stöckig? Klassischer Stil oder „undone“? Welcher Geschmack? Erdbeer? Schoko? Mandarine? Joghurt oder Sahne? Buttercreme? Dekoration mit Früchten, Blumen oder beides?

Letztlich bestellen wir eine zweistöckige Torte im Undone-Stil mit Schoko-Drip-Effekt. Im Inneren gibt es Fruchtspie-

gel aus Erdbeeren und Maracuja („Bei Fruchtstücken bekommt nicht jeder Gast gleich viel Frucht“). Rosen, etwas Schleierkraut und viele Früchte sind die Deko.

Die Torte ist bestellt. Was kann jetzt noch kommen? „Entschuldigung, wir müssen noch besprechen, wie wir die Servietten falten sollen.“

September 2018

Am 14. September haben wir geheiratet. Für uns war es tatsächlich ein perfekter Tag. Wir haben gebetet, gelacht, getanzt, gefeiert. Nur geweint haben wir nicht – dafür war es zu schön!

Juni 2019

Unsere Hochzeit war für uns ein unglaublich schöner Tag. Auch mit mehreren Monaten Abstand ist das immer noch unser Fazit. Alles hat genauso geklappt, wie wir es uns gewünscht haben. In all dem Hochzeitstrubel darf man sich nicht verrückt machen lassen. Wir haben so gefeiert, wie wir es für richtig gehalten haben. Und wir haben uns die Freiheit gegönnt, uns am Hochzeitstag von unseren Gästen überraschen zu lassen.

Vor einem Jahr habe ich gesagt, dass ich nicht glaube, dass die Hochzeit viel verändert. Ich habe mich geirrt. Ich kann gar nicht genau sagen, was es ist. Ich weiß nur: Etwas ist anders geworden. Es ist ein stärkeres Gefühl von Sicherheit, von Verbindlichkeit und Stärke. Auch ohne Trauschein würde man nach einer so langen Zeit, eine Beziehung nicht einfach aufgeben, aber ich habe jetzt noch stärker das Gefühl: Wir gehören zusammen.

FOTOS: ANDREAS KÜHLKEN

Gefunkt hat es im Stadion

Marco (33) und Kerstin Ostendorf (31) leben in Osnabrück. Vor knapp elf Jahren haben sie sich beim VfL Osnabrück kennengelernt. Marco arbeitete im Marketingbereich des Vereins und war unter anderem für die Videowände zuständig. Kerstin studierte in Osnabrück und gehörte zum Videowand-Team. Zwischen Torjubiläum, Stadionwurst und Werbejingles hat es gefunkt.

Trauernder Onkel

So eng die liebevolle Verbindung in einer Familie sein kann, so groß kann die Trauer werden. Felix Evers, Priester in Hamburg, über seinen neuen Blick auf Seelsorge nach dem Tod seiner Nichte



Früh morgens rief mich mein Bruder an. Judith, meine Nichte, war in der Nacht gestorben. Mit 13 Jahren. Sie hatte Deo aus einer Plastiktüte geschnüffelt, war in Ohnmacht gefallen und an ihrem Erbrochenen erstickt. Als mein Bruder sie wecken wollte, sei sie schon ganz kalt gewesen. Ich sagte alle Termine ab. Von meinem damaligen Arbeitsort Neubrandenburg fuhr ich nach Kronshagen bei Kiel. Im Auto drehte ich Rod Stewart auf, um den Kopf freizubekommen.

In 20 Jahren als Priester habe ich auf rund 400 Beerdigungen gepredigt. Doch diese Trauerfeier für Judith war anders. Ich bereitete sie mit einem evangelischen Pastor vor. Am Familiengrab spürte ich, wie ich vom leitenden Geistlichen zum trauernden Onkel wurde. Mir wurde schlecht. Ich weinte, fühlte mich hilflos und träumte mich an andere Orte. Doch dann musste ich – während Judiths Lieblingslied erklang – Erde auf ihren weißen Sarg werfen. In meiner Trauer umarmte ich meinen Pastorenkollegen und ließ ihn nicht mehr los.

In den Tagen danach blieb die Familie beisammen. Wir schauten uns Erinnerungsbilder und Videos an, saßen in Judiths leerem Kinderzimmer und blätterten in ihren Schulheften. Das tat uns gut. Nach meiner Rückkehr nach Neubrandenburg zog ich mich eine Woche zu Exerzitien zurück. Judiths Tod hatte mich in meinem Gottvertrauen verwundet.

Mein Verständnis von Seelsorge hat sich seitdem gewandelt. Ich bin empathischer geworden. Vielleicht stimmt es, dass man

selbst verwundet werden muss, um Wunden heilen zu können. Wenn mir heute jemand ein Schicksal anvertraut, das meinem ähnelt, beginne auch ich manchmal zu weinen. Unprofessionell? Diese Kategorie habe ich aus meinem Wortschatz gestrichen; ich kann und will mich nicht verstellen.

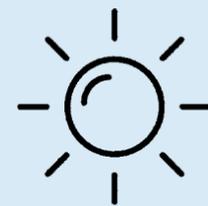
Auch Trauerfeiern gestalte ich anders. Manche Predigt und Ansprache der vergangenen 20 Jahre empfinde ich heute als akademisch, abgehoben, nüchtern. Heute gehe ich individuell auf die Trauersituation ein. Ich lege die vorgeschriebenen Bücher zur Seite, ringe nach eigenen, persönlichen Worten.

Und ich bin ungnädig, ja zornig, wenn ich erlebe, dass Kollegen bei einer Trauerfeier den Namen des Verstorbenen falsch aussprechen, unter Zeitnot fahrig werden, nur aus einer DIN-A5-Mappe ablesen. Dann sehe ich mich wieder am Familiengrab in Kronshagen, als der trauernde Onkel. Das sind die heiligsten Momente im Leben. In denen muss alles stimmen. Denn sie sollen trösten.

TEXT: FELIX EVERS



Felix Evers ist
Pastor in Hamburg



Glück gehabt

Neue Schule, neues Kollegium – dass dies bei einer neuen Stelle viel Glück bedeuten kann, erlebt Kathrin Schlick jeden Tag

Vor zwei Jahren entschied ich mich, nach Celle, einer mir bislang unbekanntem Stadt, zu ziehen. Überall fremde Gesichter und die große Frage, was das wohl bringen mag. „Hoffentlich werde ich eine tolle Schule finden, die mich auch haben möchte“, dachte ich und bewarb mich in und um Celle. Aufgeregt fuhr ich von Schule zu Schule, unwissend, was mich erwarten würde.

Bei den Vorstellungsgesprächen stach eine Schule besonders heraus. Mehrmals betonten die anwesenden Kollegen das gut funktionierende Team. „Glück gehabt“ ging mir schon da durch den Kopf, ebenso bei der Schulbesichtigung mit dem herzlichen Rektor und erst recht, als ich die Zusage erhielt. Schnell erkannte ich, was die Kollegen meinten. Wenn mal eine Stunde nicht so läuft wie geplant, rauscht man einfach ins Lehrerzimmer. Da wartet ein Team auf dich, das deine Sorgen in Lösungen umwandelt. Und schwupps – kann man wieder mit neuem Elan vor die Klasse treten. Hinterher freuen sich alle, egal, ob frischgebakene oder erfahrene Lehrkraft, über den Erfolg, weil alle mit Herzblut dabei sind. „Glück gehabt“, denke ich folglich noch immer. Denn ernste Gespräche gehören ebenso zum Schulalltag wie Späße.

So wurden aus fremden Gesichtern u.a. tolle Kollegen bzw. Freunde und die Stadt Celle ist mein Zuhause geworden – Glück gehabt!



Kathrin Schlick ist Lehrerin für
Deutsch und katholische Religion
an der Grundschule Oldau



Dumm gelaufen

Zu viel Enthusiasmus kann sehr anstrengend werden. Das erlebte Verena Breitmeyer bei ihrer ersten Klassenfahrt

„Deinen jugendlichen Aktionismus wirst du schon verlieren“, hieß es von älteren Kollegen. „Sei es drum!“, dachte ich und plante mit einem halben Jahr Lehrerlebenserfahrung die erste Klassenfahrt. Ziel sollte die Lüneburger Heide sein. Eines Montagmorgens tummelten sich auf dem Hamelner Bahnhof circa 90 Kinder aus drei Klassen des 5. Jahrgangs. Ihr Anhang bereitete einen herzlichen Abschied. Fünf entspannte Kolleginnen und Kollegen und eine vor Aufregung und Stolz fast platzende Frau Breitmeyer.

Ausgerüstet mit Listen, Erste-Hilfe-Köfferchen, Fahrplänen und Fahrkarten ging die Reise los. Die Kinder verhielten sich vorbildlich. Dann der dritte Umstieg. Wegen Umbaumaßnahmen wurde unsere Reisegruppe – also auch geschätzte 748 Gepäckstücke – fortan mit dem Schienenersatzverkehr transportiert.

„Ich geh schon mal vor!“, ließ mich mein Leichtsinn äußern und navigierte so viele Kinder so schnell wie möglich in den ersten Bus. Ehe ich mich versah, schloss die Tür und der Bus fuhr los. Da standen wir nun, eingepfercht wie die Ölsardinen bei geschätzten 52 Grad mit Gepäckstücken in Rücken, Seite oder Kniekehle. Die Kinder ließen natürlich ihrem Unmut freien Lauf.

Dann der Blick aus dem Fenster: Dort winkten fröhlich lächelnd noch gerade fünf Kollegen und 15 Kinder. Erst da wurde mir klar, was das für die nächsten 60 Minuten bedeuten sollte ... Dumm gelaufen!



Verena Breitmeyer unterrichtet
Deutsch und katholische Religion
an der Theodor-Heuss-Realschule
in Hameln

Ein Kampf durch Geröll

Paulus tritt die agapē,
die Liebe, in den Weg

WENN ICH
IN DEN SPRACHEN
DER MENSCHEN
UND ENGEL REDETE,
HÄTTE ABER
DIE LIEBE NICHT,
WÄRE ICH
DRÖHNENDES ERZ
ODER EINE
LÄRMENDE PAUKE.

1 Kor 13,1

Und hätte die Liebe nicht. – Agapē, Anklang eines Wortes, das angesichts der Verlorenheit in zirkulierenden Massen aus der Einsamkeit wohl erlösen könnte, aber es hat sich noch kein Sinn verfestigt. Apapē: baumkahler Hügel der Erkenntnis, aber das Erkennbare ist noch nicht geworden.

Kraterland. – Es gibt in den Briefen des Paulus keine Bäume. Keine Palmenwedel rauschen in papierner Schärfe. Keine Pinien knarren. Keine Zitronen blühen. Keine Zedern, keine Eichen stehen am Wegrand. Nicht einmal ein Hibiskusstrauch, in dessen Blüten die blauschwarzen Kolibris ihre gebogenen Schnäbel tauchen, kommt vor. Hat er sie nicht gesehen? Lief er in Kleinasien nie bewusst über Hänge voll Lavendel? Atmete er nie den Thymianduft in den Bergen? Dieses Defizit bildet einen bemerkenswerten Unterschied zu den Evangelienzählungen in ihrer lebenssatten Sinnlichkeit. Paulus lebte wohl in einem Krater. Er nahm wenig wahr. Er kämpfte sich noch dort durch Geröll, wo andere selbstsicher und komfortabel lebten. Die Städte nahmen ihn nicht auf, und das Land war nichts als eine Strecke, die es schnell zu durchmessen galt. Aber nun tritt ihm die agapē, die Liebe, in den Weg.



Paulus an die Gemeinde in Korinth

1 Kor 13,1-3

Wenn ich in den Sprachen der Menschen und Engel redete, hätte aber die Liebe nicht, wäre ich dröhnendes Erz oder eine lärmende Pauke. Und wenn ich prophetisch reden könnte und alle Geheimnisse wüsste und alle Erkenntnis hätte; wenn ich alle Glaubenskraft besäße und Berge damit versetzen könnte, hätte aber die Liebe nicht, wäre ich nichts. Und wenn ich meine ganze Habe verschenkte und wenn ich meinen Leib opferte, um mich zu rühmen, hätte aber die Liebe nicht, nützte es mir nichts.

Agapē. Wer ist die agapē? Das Wort zieht aus dem vorbiblischen Griechisch herauf wie ein Nebel, ein vager, langsam herabsinkender Dunst. Agapē war ein seltenes Wort. Das ihm zugehörige Verb agapan schwankte in der Bedeutung, meinte etwas zwischen „sich zufriedengeben“, „etwas gerne mögen“ und „bevorzugen“. Verglichen mit dem rauschhaften eros, der von den Griechen verehrten sinnlichen Liebe, war die agapē kühl und diffus wie der Tau.

Erst als Übersetzung wird das Wort dichter, empfängt Substanz aus einem anderen Kulturraum, es saugt sich voll: Die Septuaginta setzt das Wort fast durchgehend für das hebräische Verb ahab. Im Grunde wird eine hebräische Vokabel griechisch eingekleidet. Und der dunkle semitische Körper gibt dem Schleier seine Form: In das Gewand fügen sich Sinnlichkeit und Verlangen, Fürsorge und Aufop-

»Die Zärtlichkeiten des liebenden Gottes sind nicht immer menschengemäß. Die Herkunft des Gottes der Israeliten ist vulkanisch: Er ist unberechenbar, glühend.«

ferung, Treue und Eifersucht. Nichts, was die griechische agapē auszeichnete, aber das ist ja nun auch ein Verwandlungsspiel.

Ahab ist in seiner Bedeutung weit wie der deutsche Ausdruck „lieben“. In der hebräischen Bibel hat das Verb vor allem dann einen verstörend tiefen Klang, wenn es auf Gott als Subjekt trifft. Dann bildet ahab einen warmen Grundton, über dem sich die meist rechtlich-theologischen Metaphern des israelitischen Gottesverständnisses wie eine Obertonreihe aufbauen. Liebe – das ist eine Bewegung weit unterhalb der Regelungen des Bundesschlusses, unterhalb der Tora, der kultischen Bestimmungen zu Opfer und Reinheit, eine Schwingung in seltsamer Ambivalenz, rohes Grollen oder Gesang. Die Zärtlichkeiten des liebenden Gottes sind nicht immer menschengemäß. Die Herkunft des Gottes der Israeliten ist vulkanisch: Er ist unberechenbar, glühend.

Ahab oder agapan: Seit der Zeit, als der Jerusalemer Tempel nach 586 v. Chr. zerstört durch die Babylonier lag und Teile des israelitischen Volkes ein traumatisches Exil im Zweistromland erlebten, wurde aus einem seelischen Ausdruck ein spiritueller Weg. Es war die Liebe, die in der Fremde den Menschen in einen nun nicht mehr lokalisierbaren „heiligen Bezirk“ führen konnte, sie wurde gefordert von dem unbehausten Gott, während die kultischen Ordnungen nur noch auf Trümmer wiesen. „Höre, Israel, der Herr ist unser Gott, der Herr allein. Und du sollst den Herrn, deinen Gott, liebhaben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft.“ (Deuteronomium 6,4-5) Sinnlich wurde diese Liebe in der Sammlung und im Studium der nun mehr und mehr zur Schrift gerinnenden Überlieferung und im fraglosen Befolgen der Gebote aus der Wüstenzeit.

Kann man Gott lieben? Die Frage ist alt wie das Liebesgebot selbst, und die Bibel ist sehr vorsichtig: Lieben kann man Gott wohl nur im Sinne der Resonanz einer Schwingung, die von Gott ausgeht, die seiner Stimme eigen ist und jedem Wortlaut beigegeben. Liebe – sie ist wie der Klang, in dem Gott die Dinge hervor spricht, sie schaffend benennt, sagen wir besser: besingt. Liebe ist der Tonfall seiner Sprache. Das Dasein eines jeden Geschöpfes ist Liebe, durch Liebe hervorgerufen, und in einer biblischen Spitze kann es heißen: Gott selber sei die Liebe (1 Joh 4,16). Liebe – das ist das Grundgeräusch der Dinge, Polyphonie des Staunens über ihr Erscheinen. (...)

Angst ist jedenfalls der Liebe zu Gott zu eigen, denn ihr Verlangen bewegt sich hinein in einen Bereich, der nicht mehr menschlich ist. Dem hellenistischen Judentum galt das Martyrium als letzter Ausdruck der agapē.

»Liebe ist der Tonfall seiner Sprache. Das Dasein eines jeden Geschöpfes ist Liebe, durch Liebe hervorgerufen.«

»Die Liebe gibt ihnen ihre Wirklichkeit als jenen unendlichen Raum ihrer wechselseitigen Spiegung.«

Kann man Gott lieben? In der dürren Sprache der Theorie gefragt, nüchterner: Kann Gott das Objekt eines transitiven Verbs sein? Auch die althebräische Sprache, die viel assoziativer als das Deutsche ist und keine vergleichbar klaren Subjekt-Objekt-Beziehungen kennt, lässt diese Frage zu: Kann ich mit Gott etwas machen, sei es: IHN lieben?

Die Frage perlt an dem Wort agapē ab. Die Agapē führt in die Auflösung solcher festen grammatischen Zuordnungen, weil das liebende Subjekt sich verliert in der Liebe, nicht mehr Herr und nicht mehr haltbares Gefäß seiner selbst ist. Das verschwimmende Wesen der Liebenden blitzt am Rand der Worte des Apostels auf im Bild des Spiegels: „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel ein dunkles

Bild; dann aber von Angesicht zu Angesicht.“ Dieses unvorstellbare Gesicht im Gesicht, des Gottes in dem des Menschen und umgekehrt, könnte man vielleicht verstehen wie ein „Gegenüber zweier Spiegel, die ihr Nichtvorhandensein, die ein und dasselbe Bild der Nichtigkeit reflektieren“ (E. M. Cioran), denn es ist nichts, was sich zwischen ihnen ereignet, sie ereignen sich eins im anderen. Und die Liebe gibt ihnen ihre Wirklichkeit als jenen unendlichen Raum ihrer wechselseitigen Spiegung: „... dann aber werde ich erkennen, wie ich erkannt bin.“

„Höre, Israel, der Herr ist unser Gott, der Herr allein. Und du sollst den Herrn, deinen Gott, liebhaben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft.“ Der Befehl der Liebe (was für eine Zumutung!) birgt die ganze Ambivalenz der Tora, die im Wesen eben kein Gesetz, sondern eine Berührung ist, wie eine scheinbar ganz unbeabsichtigte Zärtlichkeit, ein erstes Erkennen: Du? Es gibt dich? Dann erst und viel später, findet das Gesetz, Ritual der Liebe, zur Erfüllung, wiederholt wie der Liebesakt und unergründlich. Hosea hat als einer der frühesten namentlich bekannten Propheten diesen tiefen Grund der israelitischen „Gesetzesreligion“ in visionärer Schau gesehen: „Darum siehe, ich will sie locken und will sie in die Wüste führen und freundlich mit ihr reden ...“ (Hosea, 2,16) Gemeint ist Israel, und die ganze Geschichte des Auszugs aus Ägypten wird zu einer Liebesgeschichte. „Ich“ – das ist dabei der Gott, und der Weg führt stracks in die Weite des unwirtlichen Sinaigebirges.

Auszug aus Christian Lehnert: Korinthische Brocken. Ein Essay über Paulus. Suhrkamp Verlag. 4. Auflage 2018. 24,95 Euro

»Liebe ist ein Feuer,
von dem man nie weiß,
wie es ausgeht.«



22 Fragen an Martina Kreidler-Kos

Sie selbst mag ein katholisches Ideal leben. Der Einsatz von Martina Kreidler-Kos gilt aber mindestens ebenso jenen, die diesem vermeintlichen Ideal nicht entsprechen. Ein Gespräch mit einer Expertin in Sachen Liebe

1 Was heißt für Sie Liebe?

Das ist eine steile Frage zum Einstieg! Aber: Ich habe das Glück, seit 26 Jahren mit ein und demselben Mann verheiratet zu sein und das sehr gerne! Wenn ich an ihn denke, fällt mir eine schöne Definition ein: „Liebe ist ein Feuer, von dem man nie weiß, wie es ausgeht!“ Natürlich gibt es unterschiedliche Phasen und Facetten auch in unserer Liebe, aber mein Mann und ich, wir hüten dieses Feuer. Wir müssen nicht solche Sätze sagen, wie „An Beziehungen muss man arbeiten“ oder „Beziehungen kommen in die Jahre“.

2 Aber solche Sätze hört und liest man doch sehr oft.

Ja, das kriegt man immer wieder zu hören! Ich finde, das klingt nach ganz viel Nüchternheit und, ehrlich gesagt, oft genug freudlos. Die Vorstellung, man könne Liebe zusammenzimmern, halte ich für falsch. Liebe kann man nicht bauen. Das ist zumindest meine Erfahrung. Man muss schon immer mal wieder zusammenarbeiten, aber ich würde meinen Mann und mich nach all den Jahren als ein Liebespaar bezeichnen – nicht als ein gut eingespieltes Team.

3 Sie sind verheiratet, haben vier Kinder, sind kirchlich hochengagiert. Sie sind das katholische Ideal.

(lacht) Ja, absolut. Wir sind eine katholische Bilderbuchfamilie, das weiß ich!

4 Und wie gehen Sie mit diesem Ideal um?

Das Schöne ist, dass ich so tatsächlich heiße Eisen in der Kirche leichter anpacken kann. Mit dieser Biografie kann ich mich stärker zum Beispiel für Partnerschaftsegnungen einsetzen als andere. Und da bin ich durchaus zu strategischem Tun bereit.

Die Frage von Segnungen für gleichgeschlechtliche Paare liegt Martina Kreidler-Kos am Herzen. Sie versucht die Arbeitsebene in den Diözesen zu vernetzen und möchte gemeinsam schauen, was in diesem Punkt möglich ist – und was nicht.

5 Sehen Sie sich denn auch als Ideal?

Nein! In Amoris Laetitia schreibt Papst Franziskus: „Familie ist eine herausfordernde Collage aus vielen unterschiedlichen Wirklichkeiten aus Freuden, Dramen und Träumen.“ Das finde ich

grandios! Es gibt kein Ideal von Familie – und auch wir sind alles andere als ideal. Wir müssen uns den gleichen Herausforderungen stellen, wie alle anderen Familien. Da ist es völlig egal, ob das Etikett katholisch drüberhängt oder nicht.

6 Aber die Ehe bleibt ja die katholische Hochform von Partnerschaft.

Ja. Wenn wir Beziehungen anschauen, ist die sakramentale Ehe der Goldstandard. Aber nicht, weil sie dieses Etikett hat, sondern, weil dahinter das steht, wonach die meisten Menschen sich sehnen: Ausschließlichkeit, Treue, Verlässlichkeit, Kinder.

7 Da würden Ihnen nichtgläubige Paare aber auch zustimmen.

Ja, aber wir Christen und Christinnen glauben, dass diese Werte durch die sakramentale Ehe geschützt sind, dass Gott das, was bei den Menschen schon da ist, schützt und unterstützt. Daran glaube ich und ich schätze und hoffe und liebe es, dass Gottes Segen über unserer Familie liegt.

8 Fühlen sich Ihre Kinder denn als Teil einer Idealfamilie?

Ich glaube nicht. Sie haben schon mitbe-

kommen, dass es etwas Besonderes ist, in einer Großfamilie aufzuwachsen. Das gibt es ja nur noch selten. Aber ich habe auch noch sehr gut in Erinnerung, dass unser Ältester kurz vor seinem Abitur gesagt hat, er hätte bislang eine Überdosis Familie gehabt und bräuchte jetzt ein bisschen Abstand.

9 Und wie war das für Sie?

Das war schrecklich! Ich bin eine Glücke! Ich hätte sie am liebsten alle vier ganz nahe bei mir. Ich muss viel lernen, um sie loszulassen und sie gehen zu lassen. Zugleich bin ich auf alle wahnsinnig stolz, dass sie ihre eigenen Wege gehen. Wenn ich mir vorstelle, sie würden noch alle zu Hause wohnen, wäre das auch schlimm. Eigentlich haben mein Mann und ich alles richtig gemacht, wenn sie abenteuerlustig sind und voller Energie und Pläne ihr Leben anpacken.

10 Worauf haben Sie in ihrer Erziehung denn Wert gelegt? Was wollten Sie Ihren Kindern mitgeben?

Sie sollten sowohl den Menschen, denen sie begegnen, als auch der Welt an sich zugewandt sein. Das ist eine tiefe Hoffnung von mir, dass sie einfach gerne leben und glücklich werden. Das wünscht sich natürlich jede Mutter, aber ich sehe da auch ein Stück Spiritualität: Die Welt, das Leben und die Zeit, die meine Söhne haben, sind ihnen geschenkt.

Martina Kreidler-Kos und ihr Mann haben ihre Kinder ermutigt, ihre Talente zu nutzen. Der älteste will nach einem Philosophie- und Literaturstudium nun promovieren, der zweite arbeitet am Theater und will Regie studieren. Ihre jüngeren Söhne gönnen sich nach dem Abitur eine Work-and-Travel-Auszeit.



11 In ihrem Beruf erleben Sie immer wieder, dass Beziehungen scheitern. Sie sehen und wissen, was in einer Partnerschaft alles schiefgehen kann. Wie sehen Sie mit diesem Wissen Ihre eigene Familie?

Es ist ein großes Glück und als gläubige Frau würde ich auch sagen: Das ist Gnade, für die wir gar nichts können. Das ist mir wichtig: Es ist weder verdient, noch eingefädelt, noch erarbeitet. Am Ende ist es ein Geschenk, über das mein Mann und ich nur staunen können. Letztendlich ist die Liebe ein Geheimnis.

12 Welche Ratschläge würden Sie jungen Paaren mit auf den Weg geben?

Investiert Zeit! Egal, ob die Kinder klein sind oder beide in tollen Jobs stecken, die Gefahr ist riesig, dass man für alles Zeit findet, außer füreinander. Und das ist schwierig. Das kennt ja jeder auch von Freundschaften: Wenn man Freunde

nicht oft sieht, dann lebt man sich auseinander. Papst Franziskus sagt ganz richtig: „Liebe braucht geschenkte Zeit!“

13 Was noch?

Genießt zu zweit! Findet Dinge, die euch guttun. Man muss viel Zeit damit verbringen, das Leben zu managen. Aber es ist wichtig, so ein paar Dinge zu finden, die man als Paar gerne macht. Wir tanzen zum Beispiel. Das ist total schön und wichtig. Das ist Paarzeit für uns, ganz unverzweckt.

14 Und haben Sie noch einen Ratschlag?

Habt Kinder zusammen! (lacht) Das klingt jetzt wieder superkatholisch, aber so bin ich es gerne! Ich denke oft, dass die Liebe immer über sich hinauswächst. Liebe hat eine produktive Kraft. Das können gemeinsame Kinder sein, Adoptiv- oder Pflegekinder oder auch ein gemeinsames gesellschaftliches oder kulturelles Engagement.

15 Was meinen Sie mit dieser produktiven Kraft genau?

Bei Paaren, die sagen „Wir zwei sind uns genug“, werde ich immer skeptisch. Ich würde sagen: Damit geht es doch los! Wenn man das Gefühl hat: Genau der oder die muss es sein! Und er oder sie ist nicht nur genug, sondern die Fülle überhaupt für mich, dann hat das eine Kraft, die sich entfalten muss.

16 Wann spüren Sie diese Kraft?

Wenn ich im Lot bin, wenn wir als Paar und Familie im Lot sind, wenn ich das Gefühl habe, da gibt es ein festes Fundament, das nicht wackelt, dann schaffe ich total viel. Dann kann ich mich auch gerade hier im Büro mit unglaublich vielen und komplizierten Dingen befassen. Wenn zu Hause alles in Ordnung ist, dann denke ich oft, ich kann hier wirklich alles stemmen. Ich wüsste nicht, was passiert, wenn mein Fundament wankt.

17 Welche Rolle spielt Gott für Sie in der Liebe?

Das ist ein Punkt, über den die Kirche viel offener sprechen müsste. Was hat ein liebender Gott mit Erfahrungen von Liebe zu tun? Das betrifft auch den Bereich der Sexualität. Die berührendsten Erfahrungen machen Menschen dort. Aber wir denken eher: Der liebe Gott hat etwas damit zu tun, wie ich mich sozial verhalte, wie ich die Welt sehe, wie ich mich zur Umwelt verhalte, und beten – das geht für andere, für Kranke. Aber Liebes- und Glaubenserfahrungen zusammenzubringen – da haben wir ganz wenig Fantasie in der Kirche.

18 Warum?

Wir halten uns da bedeckt, weil das schnell schwierig wird, weil das Gelände so vermint ist. Dabei ist das eigentlich

irre! Wenn man verliebte Menschen fragen würde, würden sie sagen, die Schöpfung ist ganz großartig, weil sie diesen einen Menschen hervorgebracht hat. Man ist Gott nie dankbarer für seine gelungene Schöpfung, wenn man in den Armen eines geliebten Menschen liegt. Wenn wir verliebt sind, dann spüren wir, dass wir nichts dafür tun können und dass wir die Liebe überhaupt nicht im Griff haben. Da spüren wir ein Stück Unverfügbarkeit und – ja auch den Überschwang Gottes.

19 Ein Grund, warum das Gelände so vermint ist, ist die kirchliche Sexualmoral. Im Moment kann man die Kirche wirklich als so eine Art Moralagentur wahrnehmen. Das müssten wir stoppen. Es muss um etwas anderes gehen, nicht um Verbote, sondern um Orientierungshilfe. Unsere Gesellschaft bietet ja wenig, woran sich die Menschen inhaltlich orientieren können. Als Kirche hätten wir da was zu bieten: Treue, Ausschließlichkeit, Verlässlichkeit.

20 Und doch sind das Kirchenrecht und der Katechismus sehr eindeutig. Papst Franziskus setzt mit seinem Familienpapier Amoris Laetitia ganz neue Impulse. Das Schreiben rückt nicht die

Lehre der Kirche in den Mittelpunkt, sondern das Leben der Menschen. Das ist völlig neu.

21 Auf was beziehen Sie sich bei Ihrer Arbeit stärker? Den Katechismus und die Kirchenlehre oder Amoris Laetitia? Immer auf Amoris Laetitia.

22 Sie sind ein echter Fan des Papstschreibens!

Ja! Papst Franziskus zeigt darin, dass er keine Angst vor der Liebe hat. Das fasziniert mich sehr. Am Anfang, als ich Amoris Laetitia lesen sollte, dachte ich mir: Jetzt will mir also ein Papst die Liebe erklären. Dann bin ich mal neugierig, wie er das macht. Und er macht es so schön! Er findet ganz berührende Worte und wird nicht peinlich, vielleicht ein bisschen großväterlich, aber das ist okay. Er ist über 80 Jahre alt. Er hat keinerlei Berührungängste und das finde ich wohltuend. Wenn wir daraus eine Kultur entwickeln könnten und schätzen könnten, was die Liebenden der Welt geben und was sie auch der Kirche geben, fände ich das großartig.

INTERVIEW: KERSTIN OSTENDORF

FOTO: ANDREAS KÜHLKEN

Theologin, Autorin und Dozentin

Martina Kreidler-Kos (*1967) ist in Bad Waldsee in Oberschwaben aufgewachsen und studierte Katholische Theologie in Tübingen. Sie ist Diözesanreferentin für Ehe und Familie im Bistum Osnabrück und leitet den Fachbereich Übergemeindliche Pastoral. Außerdem arbeitet sie als Autorin und Dozentin. Sie ist mit dem Moraltheologen Elmar Kos verheiratet, hat vier Kinder und lebt im Osnabrücker Land.

»Unsere Tankstelle zu Gott«

Eingängige Musik als Vehikel für ein Glaubensgefühl und Spiritualität. Worship-Musik spricht derzeit gerade jüngere Erwachsene an. So auch in der Jungen Kirche Exodus in Hannover



Lobpreis mit abgebauten Küchenmöbeln: Sebastian, Sarah und Kendrick (v.l.). Das Kreuz auf dem Boden? Stand tatsächlich so da

Hi, ich bin Kenny, wir können uns duzen.“ Kendrick Macasero, 29 Jahre, führt uns in die Cumpany, einen rotgeklüfteten Altbau neben der St.-Benno-Kirche in Hannover-Linden. Ein Viertel, das sich mit seinem Alternativ-Hipster-Studenten-Umfeld als das Kreuzberg Hannovers bezeichnet. Drinnen begrüßen uns Sebastian Hemme, 31 Jahre, und Sarah Zwitterian, 23 Jahre.

In der Wohnung – hohe Decken, knarrende Türen – stehen auf dem Boden Farbeimer, ein Kreuz und abgebaute Küchenmöbel. So wenig die Wohnung fertig ist, so sehr passt sie zu Exodus – eine christliche Gemeinschaft von und für junge Erwachsene und eine Band, die eines nicht ist: fertig, abgeschlossen, mit klarer Struktur.

Vielmehr wirkt sie wie eine Suchbewegung. „Wir haben uns gefragt, wie ein Gottesdienst sein muss, zu dem wir hingehen wollen“, erzählt Sebastian, ein Grundschullehrer. „Der unsere Tankstelle zu Gott sein kann.“ Musikalisch ansprechend sollte er sein, die Gebete emotional. Die Menschen sollten eine „echte Gemeinschaft“ bilden. Dazu passte für sie traditionelle Kirchenmusik nicht, Gospel und neues geistliches Lied auch nicht. Bei der Worship-Musik von Hillsong und anderen häufig evangelikalen Gruppen aus den USA und Australien sprang der Funke über.

„Komm, wir machen einen Lobpreis“, sagt Kendrick. Ja, einen Lobpreis machen. Nicht, ein Lied singen zum Lobe Gottes. Sebastian und Kendrick greifen zu den Gitarren. Sarah stimmt mit ein, gemeinsam singen Sie voller Nachdruck: „Komm, komm – fülle unsere Herzen. Komm, komm – schenk uns deinen Geist ...“ Religiöser Folk-Pop mit innerer Überzeugung. „Musik darf auch Gebet sein“, sagt Kendrick. Die Art, wie der So-

»Wir haben uns gefragt, wie ein Gottesdienst aussehen muss, zu dem wir hingehen wollen.«

zialpädagoge von Rhythmus und Text spricht, von ihrer Form des Glaubens – all das lässt erahnen, warum für diese drei „Großer Gott, wir loben dich“ spirituelles Graubrot ist.

Worship-Musik, also Lobpreismusik, setzt oft auf charttaugliche Melodien und Instrumentierungen, viele Wiederholungen und eingängige Texte. Kritiker bemängeln fehlende textliche Tiefe, die Begrenzung auf das Lob Gottes, eine Nabelschau auf das „Ich-mit-Gott“ und eine Gleichsetzung von Popkonzert und Anbetung.

Bei Exodus in Hannover geht es aber nicht um Gefühlsduselei. „Wir drei sind klassisch kirchlich sozialisiert. Ich war Messdienerin“, erzählt Sarah. „Aber das hier spricht mich viel unmittelbarer an. Wir suchen uns auch Lieder zu existen-

ziellen Fragen und schreiben manche Texte um.“ Seit 2014 gibt es die Exodus-Band. Anfangs besuchten sie Treffen einer evangelikalen Gruppe in Hannover. In solchen Gruppen gehört das Halleluja-Rufen und Hände-in-die-Höhe-Halten oft dazu. „So ein Zugang ist aber nichts für mich.“

Mittlerweile feiern sie einmal im Monat mit bis zu 50 Leuten und wechselnden Priestern eine Messe. Das kann in einer Kirche oder in der angesagten Disco sein. Auch die Band mit bis zu neun Musikern setzt sich immer neu zusammen. Dass alle an einem Termin Zeit finden, ist eher selten.

Das mag unverbindlich klingen, scheint es aber nicht zu sein. Die Grundform der Liturgie ist unverändert und das Anliegen eines gemeinsamen Gottesdienstes ebenso. Eher ist es eine Form von Spiritualität, die in klassischen Gottesdienstformaten nicht vorkommt. Die sich darin eingeeignet fühlt. Die ausdrucksstark ist, wie es in Deutschland bisher eher untypisch ist – vielleicht aber typischer wird.

TEXT: RAINER MITTELBERG

FOTO: ANDREAS KÜHLKEN

Mehr Infos: www.exodusgemeinschaft.de

KOMM, KOMM – FÜLLE UNSERE HERZEN. //
KOMM, KOMM – SCHENK UNS DEINEN GEIST. //
KOMM, KOMM – NUR DU KENNST KEINE GRENZEN. //
KOMM MIT DEINER HERRLICHKEIT IN UNSERE ZEIT. //

Exodus Quarterly Projekt – In deine Hand

Alle Erkenntnisse waren schon da

Ricarda Martin wollte den Jakobsweg eigentlich nur gehen, um sich beruflich neu zu orientieren. Dass sie sich von ihrem Partner trennen und in Portugal ein neues Leben aufbauen würde, war nicht geplant

Irgend etwas musste sich ändern. Mir fehlte die innere Balance. Mein Job wurde energieraubend. Das war im Herbst vergangenen Jahres. Dass ich mich sogar von meinem Freund Martin trennen, nach Portugal auswandern und beruflich ganz neu starten würde – das kam unerwartet. Doch jetzt packe ich meine Koffer.

Im Oktober telefonierte ich lange mit meiner Cousine. Beide waren wir unglücklich. Wir machten es an unseren Berufen fest. Ich war Trainerin für Managementtraining, Teamentwicklung und Trainerausbildung. Das bedeutete, oft unterwegs zu sein, viele Übernachtungen im Hotel und immer neue Gruppen. Ich bekam gute Rückmeldungen für meine Arbeit und verdiente gutes Geld. Und doch war ich unzufrieden. Nur warum? Meine Cousine und ich sprachen darüber, ob wir nicht beide kündigen und gemeinsam wandern sollten, um uns neu zu orientieren.

Vier Tage nach diesem Telefonat kündigte ich meinen Job. Mit diesem Telefonat fühlte ich die nötige Energie für diesen Schritt, denn nun war ich mit der Entscheidung nicht alleine. Gut zwei Monate allein auf einem Pilgerweg wollte ich mir Zeit nehmen. Ich wollte große

Erfahrungen machen, von denen viele Pilger berichten, wenn sie von Santiago de Compostela zurückkommen. Martin fragte: „Zweifelst du auch an unserer Beziehung?“ „Nein!“ Da war ich mir sicher.

Ich komme aus Sachsen und bin in einer katholischen Familie groß geworden. Fatima, Lourdes, Assisi sind alles Orte, mit denen ich etwas verbinde. Einige habe ich selber besucht. Dieses Mal trieben mich keine religiösen Gründe um. Und doch stand die Religion am Anfang meines Weges: Unser Gemeindepriester hatte vorgeschlagen, mich am Ende mei-

**»Zweifelst du
auch an unserer
Beziehung?«
»Nein«, da war
ich mir sicher.«**

nes letzten Sonntagsgottesdienstes vor der Abreise zu segnen. Er stellte mich unter den Segen Gottes und lud die Gemeinde ein, für mich zu beten. Für mich war das ein besonderes und schönes Zeichen der Verbundenheit.

Von Düsseldorf ging mein Flieger nach Lissabon. Von dort sollte es durch Portugal nach Santiago de Compostela gehen. Touristisch nicht überlaufen und ohne spezielle Pilgerherbergen wählte ich den Weg entlang der Atlantikküste. Das Meer dort hatte mich schon als Erasmus-Studentin in Portugal fasziniert.

Beim Laufen, den Blick auf den Horizont gerichtet, war ich oft sehr neugierig zu wissen, was wohl hinter der nächsten Kuppe oder Biegung käme. In 90 Prozent der Fälle war es etwas anderes, als ich angenommen hatte. Und so reifte in mir die Einsicht, dass ich jeden Weg bis zum Ende gehen muss, um zu wissen, was dann passiert. Dass ich jeden Schritt gehen und Geduld haben muss und nicht alles vorher wissen kann. Sie hat mir nach und nach vermittelt, dass ich mehr im Hier und Jetzt sein muss und nicht zu viel über Unbekanntes nachdenken sollte.

15 bis 25 Kilometer täglich legte ich mit meinem acht Kilogramm schweren Rucksack zurück. Manche Tage pausierte ich

**Einer der letzten Tage auf der eigenen
Terrasse im westfälischen Werther.
Nach Portugal nimmt sie nur die
wichtigsten Dinge mit**



**»Und so reifte in mir die Einsicht, dass
ich jeden Weg bis zum Ende gehen muss,
um zu wissen, was dann passiert.«**

auch. Immer beschäftigte ich mich mit den Biografien der Menschen, denen ich begegnete, und fragte mich: „Was willst du beruflich machen?“ Einmal meinte ein Hostelbesitzer: „Mach ein eigenes Hostel auf, dann bist du ein glücklicher Mensch.“ Als ich später in einem anderen Hostel das Gleiche hörte, ließ mich der Gedanke nicht mehr los. Langsam kam mein Traum von einem eigenen Hotel wieder hoch, der schon lange in mir schlummerte. Irgendwann mündete er tatsächlich in dem Ziel, ein eigenes Hostel zu eröffnen. Mit Gästen, die bei mir eine Bleibe zum Entspannen und Ausruhen finden.

Rosenkranz wurde mir eine gute Meditation

Auch wenn ich allein ging, fühlte ich mich nicht einsam. Mir halfen mein Glaube und das Vertrauen, dass viele Menschen an mich dachten. Unterwegs habe ich Taizélieder gesungen. Ich habe das Gebet wiederentdeckt, sogar den Rosenkranz. Hatte ich ihn als Kind gehasst, war er mir in diesen Wochen eine gute Meditation.

Doch dann der Schock. Ich bekam Schmerzen im linken Fuß. 420 Kilometer hatte ich hinter mir, gut 250 Kilometer sollten noch folgen. In Espinho humpelte ich zur Apotheke. „Mit dieser Sehnenentzündung werden Sie nicht weiterlaufen. Sie müssen sich ausruhen“, beschied mir der Apotheker kategorisch. Ich dachte, ok, eine paar Tage müsse ich pausieren, dann würde es schon weitergehen. Wut, Enttäuschung, Unruhe trieben mich um.

Nun hing ich fest in der kleinen Touristenstadt Espinho 20 Kilometer südlich von Porto. Ein Surferparadies mit kilometerlangem Strand und einer Sonne, die abends als Feuerball im Meer versinkt. Mein kaputter Fuß zwang mich zur Ruhe. Und mit dieser Ruhe schaute ich mich um und erkannte nach und nach: Ja, genau

»Dieser Pilgerweg hat mir gezeigt, dass ich neue Erkenntnisse nicht machen, nicht forcieren kann. Ich konnte sie nur entdecken.«

hier wollte ich sein. Nicht an Nord- oder Ostsee, nicht sonstwo. Nur hier am Meer in Portugal. So wandelte sich meine Enttäuschung in Zufriedenheit, denn ich begann, das Ausruhen wirklich zu genießen.

Später reiste ich von Espinho mit der Bahn durchs Land. Oft telefonierte ich mit Martin. Nachrichten gingen hin und her. Wie sollte es weitergehen? Eine Reisebekanntschaft fragte mich: „Bist du ehrlich mit dir selber?“ Unwillkürlich dachte ich zuerst an Martin. Erst schob ich Zweifel beiseite. Ich war doch sicher, unsere Beziehung sei gut. Doch dann kamen Bilder aus der Vergangenheit auf, bei denen ich merkte, dass das schon länger nicht mehr stimmte.

Unsere Beziehung ist nicht gescheitert, sondern nur beendet

Neun Jahre waren wir ein Paar, hatten ein Haus gekauft, das Singen in Chören war unser gemeinsames Hobby, uns ging es gut. Die Unzufriedenheit in unserer Beziehung hatte ich nicht wahrhaben wollen. Doch jetzt spürte ich, dass unser gemeinsamer Weg vorbei war. Eine traurige Einsicht, die ich ihm am Telefon klarmachen musste. Ich konnte das nicht wochenlang vor mir herschieben und ihn anlügen. Natürlich reagierte er entsetzt, verständnislos, verletzt.

Mittlerweile sehen wir beide, dass wir Fehler gemacht haben. Die aber können wir nicht mehr korrigieren, denn das Leben hat sich weiterentwickelt. Unsere Beziehung war gut und richtig. Sie ist nicht gescheitert, sondern nur beendet. Jetzt beginnt ein neuer Lebensabschnitt.

Auf meinem Weg durch Portugal lernte ich Nuno, einen Portugiesen kennen. Er lebt in Lissabon. Wir entdeckten viele Ähnlichkeiten in unseren Leben. So entwickelte sich eine neue Liebe. Ganz unverhofft fügen sich jetzt Schritte ineinander. Es fühlt sich richtig an. Dieser Pilgerweg hat mir gezeigt, dass ich neue Erkenntnisse nicht machen, nicht forcieren kann. Ich konnte sie nur entdecken. Dabei waren sie alle schon da. Doch zutage getreten sind sie erst Schritt für Schritt.

FOTOS: SARAH JONEK

Epilog

Zunächst bleibe ich in Lissabon bei Nuno. Bevor ich ein eigenes Hostel eröffne, möchte ich Reisen nach Portugal für Frauen organisieren: Frauen begegnen Frauen aus anderen Ländern und verbringen eine entspannte Urlaubswoche. Zur Vorbereitung auf mein eigenes Guesthouse – es soll „Be and enjoy“ heißen – mache ich ein Praktikum in einem Hostel, in dem ich unterwegs zu Gast war. António, der Herbergsvater, hat seit fünf Jahren keinen Tag Urlaub gemacht. Den möchte ich ihm ermöglichen. Welcher Schritt danach folgt, weiß ich jetzt noch nicht. Ich bin zuversichtlich, dass zu gegebener Zeit die nächste Einsicht folgt. Wie auf meinem Pilgerweg, der mein Leben komplett auf den Kopf gestellt hat.



Persönliches Erinnerungsstück: ein kleines Ölbild in der Küche, gemalt mit einer früheren Freundin

von gott aus gesehen

ist unser suchen nach gott
vielleicht die weise wie er uns auf der spur bleibt //
und unser hunger nach ihm das mittel
mit dem er unser leben nährt //

ist unser irrendes pilgern
das zelt in dem gott zu gast ist //
und unser warten auf ihn
sein geduldiges anklopfen //

ist unsere sehnsucht nach gott
die flamme seiner gegenwart //
und unser zweifel der raum
in dem gott an uns glaubt //

aus: Andreas Knapp, Höher als der Himmel.
Göttliche Gedichte © Echter Verlag Würzburg
4. Auflage 2018, S. 19



Spiritualität und Abstraktion – die Bilder Monoblue, Monogold und Monopink von Yves Klein, die sonst im Louisiana Museum of Modern Art im dänischen Humblebaek zu sehen sind

Spiritualität des Einzigartigen

Das Konzept verspricht ein Highlight zu werden: Die Kunsthalle Bremen zeigt in „Ikonen. Was wir Menschen anbeten“ das religiöse Heiligenbild ebenso wie einzigartige Gemälde und ikonografische Fotografien

Die Ankündigung hat es in sich. Pro Raum soll jeweils ein Meisterwerk oder eine zusammenhängende Werkgruppe gezeigt werden. So sollen die Werke auf ihre eigene Art Aspekte der Spiritualität, Andacht und Ehrfurcht ausdrücken: von der russischen Ikone über mittelalterliche Reliquien, von Werken von Caspar David Friedrich, Wassily Kandinsky, Yves Klein bis Francis Bacon. Gezeigt werden dabei Werke, die vielfach in ihrer Einzigartigkeit einen außergewöhnlichen künstlerischen Wert besitzen.

Das Mandylion etwa, wie eines in der Kunsthalle Bremen ausgestellt wird, ist der Urtypus einer Ikone und zeigt ein Abbild Christi auf einem Tuch. Vincent van Gogh wiederum stilisiert sich in seinem Selbstporträt mit grauem Filzhut selbst als Heiliger. Und Caspar David Friedrichs „Gebirgslandschaft mit Regenbogen“ gilt als ein wirkmächtiges Sinnbild der Romantik, bei der ein einsamer Mensch einer übermächtigen Natur gegenübersteht. Oder schließlich das vor dem Hin-

tergrund des Vietnamkriegs entstandene Foto von Yoko Ono und John Lennon 1969 beim Bed-In als gewaltfreiem Protest gegen Krieg.

Für die Sonderausstellung wird die gesamte Dauerausstellung der Kunsthalle Bremen ausgelagert. Stattdessen sollen die 60 Galerieräume „selbst zum Ort der intensiven Begegnungen durch Entschleunigung, Kontemplation und Reflexion“ werden.

Kunsthalle Bremen
Ikonen. Was wir Menschen anbeten
19. Oktober 2019 – 1. März 2020
Mi. bis So. 10.00–17.00 Uhr,
Di. 10.00–21.00 Uhr

Eintritt: 15 Euro, ermäßigt 7 Euro, bis 18 Jahre frei
Gruppen ab zehn Personen: 12 Euro pro Person

Infos und Buchung unter www.kunsthalle-bremen.de

GEISTLICHE ÜBUNG

Ikonen schreiben und studieren

Als religiöse Andachtsbilder sind Ikonen heute vielen Menschen fremd. Dabei eröffnen sie Zugänge zur Einkehr. Auch wird nicht vom Malen, sondern vom Schreiben von Ikonen gesprochen. Ikonenschreiben ist ein geistlicher Übungsweg. Unter Anleitung werden meditative Einstiegshilfen und Hinführungen in die Ikonenmaltechnik geboten.

Kloster Alexanderdorf
Ikonenschreibkurs 14.–25. Oktober 2019
Ikonenstudienkurs 5.–8. Dezember 2019
Infos und Anmeldung unter www.kloster-alexanderdorf.de

Ikonenschreibkurse werden zudem angeboten etwa in den Klöstern Dinklage, Marienrode, Nütschau und Vinnenberg

Foto: Paul Buchard / Brendum & Co., © The Estate of Yves Klein / VG Bild-Kunst, Bonn 2019



EINKEHR

Texte von Meister Eckhart

Ein zentrales Anliegen des Theologen und Philosophen Meister Eckhart (1260–1328) war sein Einsatz für eine konsequent spirituelle Lebenspraxis im Alltag. An diesem Besinnungswochenende sollen unter der Leitung von Renate Morawietz (TKG) Texte des mystischen Denkers die Teilnehmer hierzu anleiten. Das Verhältnis von Gott und Seele durchzieht viele Texte Eckharts, ihre Reflexion kann ein Weg zur Selbst- und Gotteserfahrung werden.

Kloster Birkenwerder
25.10.–27.10.2019
Kosten: 90 Euro
Infos und Anmeldung unter www.karmel-birkenwerder.de und
Telefon 03303 503419

EINKEHR

Himmelsschaukel in Bremen

Sie schwingt wieder: die Himmelsschaukel in der Bremer Stadtkirche Unserer Lieben Frau, in unmittelbarer Nähe der Stadtmusikanten. Im Chorraum hinter dem Altar lädt eine Nestschaukel an 14 Meter langen Seilen dazu ein, die Seele baumeln zu lassen. Ein eindrückliches Erlebnis, bei dem der Besucher zwei Minuten lang entweder Richtung Kirchenschiff oder mit Blick auf die bunten Fenster des Chorraums schwingen kann. Wie ein großes Pendel, angeschoben von Ehrenamtlichen, schwingt man durch den

Fotos: Kloster Birkenwerder // Marie Isabell More // Ahmad Odeh on Unsplash // Sandra Beckefeldt / Bremische Evangelische Kirche

MUSIK

Annett Louisan Kleine große Liebe

„Kleine große Liebe“ heißt die neue Platte, mit der Annett Louisan auf Tournee geht. Louisan, 2004 mit „Das Spiel“ auf Schlag berühmt geworden, hatte fünf Jahre keine eigenen Songs mehr herausgebracht. Etwas Pop, Jazz und Chanson, dazu oft eine Prise Ironie und immer wieder das Thema Liebe und Partnerschaft – damit geht es durch die Republik.

Termine u.a.
25.10. Magdeburg, 6.11. Kassel, 8.11. Wilhelmshaven, 9.11. Münster, 11.11. Berlin, 13.11. Bremen, 21.11. Hannover
Tickets an allen bekannten Vorverkaufsstellen und unter www.eventim.de



Raum, erfährt ihn, wird innerlich ruhig und kann der Nähe Gottes nachspüren. Es ist ein Sich-fallen-lassen wie in eine offene Hand, die einen hält und schwingt, sanft und sicher und ausdauernd. Die ursprünglich nur für eine einmalige Aktion 2017 aufgebaute Installation zieht jedes Mal wieder spontane Einzelgäste und ganze Gruppen in ihren Bann.

Unserer Lieben Frau
Himmelsschaukel
30.10.–3.11.2019
11.00 bis 18.00 Uhr
(ausgenommen Zeiten für Gottesdienste und Konzerte)
kostenlos
Infos unter Telefon 0421 95899574

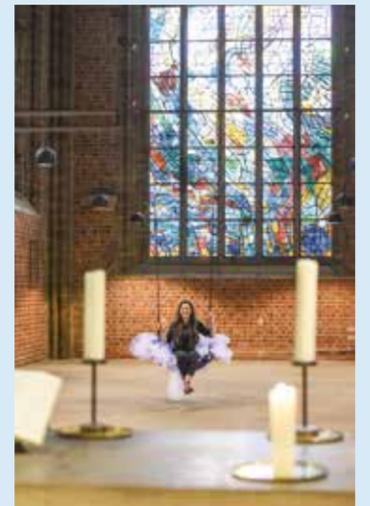


TANZ

Zwischen Himmel und Erde tanzt mein Herz

Mit Choreographien nach klassischer und zeitgenössischer Musik werden die Teilnehmenden an diesem Wochenende in die Stille hineintanzen. Durch das Vertrautmachen mit traditionellen Tänzen und ihrer Symbolik können sie sich von der verwandelnden Kraft berühren lassen, die diesen ritualisierten Bewegungsformen innewohnt. Mit Energieübungen aus dem Qi Gong Yangsheng sowie Möglichkeit zu Stundengebeten und Eucharistiefiern im Kloster.

Kloster Marienrode
8.11.–10.11.2019
Kosten: 205 Euro
Infos und Anmeldung unter www.kloster-marienrode.de und
Telefon 05121 9304140





BUCH

Nach der Flucht

Keine Romanhandlung, keine klassische Story, aber Gedanken und Episoden über Erlebnisse von Flüchtlingen nach ihrer Flucht. Ilija Trojanow ist als Kind mit seiner Familie aus Bulgarien geflohen. Diese Erfahrung lässt ihn bis heute nicht los. Schon die vorweggestellten Zeilen geben den Rahmen des Buches vor: „Es gibt ein Leben nach der Flucht. Doch die Flucht wirkt fort, ein Leben lang. Unabhängig von den jeweiligen individuellen Prägungen, von Schuld, Bewusstsein, Absicht, Sehnsucht. Der Geflüchtete ist eine eigene Kategorie Mensch.“ Ein Buch manchmal zum Lachen, oft zum Schlucken, immer zum Nachdenken.

Ilija Trojanow, Nach der Flucht, S. Fischer Verlag, gebunden, 15 Euro

leben mit anderen augen sehen? zoé lesen!

Religionslehrerinnen und -lehrer im Erzbistum Berlin und in den Bistümern Hildesheim und Osnabrück wird Zoé kostenlos per Post gesandt.

Alle weiteren Interessenten können das Magazin im Abonnement für 11,85 Euro pro Jahr (3 Ausgaben) beziehen. Die Bestellunterlagen erhalten Sie unter leserservice@zoe-magazin.de

Die Adressverwaltung erfolgt unter Wahrung datenschutzrechtlicher Bestimmungen. Ihre Adresse wird ausschließlich für den Versand von zoé verwendet und nicht an Dritte weitergereicht.

FILM

Was ist eigentlich ein Happy End?

Die Romanverfilmung „Beale Street“ zeichnet ein zärtliches Bild eines jungen afro-amerikanischen Paares und ihres erschütternden Alltags in den 1970ern

Tish und Fonny kennen sich von Kindesbeinen an und werden als junge Erwachsene ein Paar. Sie bauen sich in einem von Rassismus und Gewalt geprägtem Umfeld ein gemeinsames Leben auf, bis Fonny fälschlicherweise verhaftet wird und ins Gefängnis kommt. Fast zeitgleich erfährt Tish, dass sie ein Kind von Fonny erwartet. Autor James Baldwin erzählt die Geschichte eines Paares, das sich im Miteinander ein Refugium schafft, um den Stürmen des Alltags zu trotzen.

Klingt nach einem Standard-Setting. Wer allerdings einen kitschigen Liebesfilm erwartet, täuscht sich. Regisseur Barry Jenkins – oscarprämiert für „Moonlight“ – zeichnet ein sehr nahes und persönliches Bild des Paares. Mit zwei grandiosen Jungschauspielern besetzt, erlebt der Zuschauer jeden Entwicklungsschritt ihrer Beziehung mit. Gleichzeitig tritt die Welt der afro-amerikanischen Bevölkerung in den Südstaaten der 1970er Jahre schonungslos zutage, ohne sich in Hollywoodexzessen zu ergötzen.

Die Charaktere in dem ruhig erzählten Film rühren zutiefst an: Wut über Rassismus und Hass – Freude und Hoffnung darüber, dass etwas so Zerbrechliches wie Liebe eine solche Kraft entwickeln kann.

TEXT: JENS KUTHE



Beale Street,
ab zwölf Jahre,
Blue Ray
ca. 13,99 Euro,
DVD ca. 12,99 Euro

IMPRESSUM *zoé – leben mit anderen augen sehen*

Herausgeber: Dom Medien GmbH,
Schillerstraße 15, 49074 Osnabrück,
www.dom-medien.de //

Kontakt: leserservice@zoe-magazin.de,
T 0541 318-600 //

Sollten Sie den Bezug des Magazins nicht mehr wünschen, so richten Sie den Widerspruch bitte an oben genannte Adresse. //
Das Magazin zoé wird unterstützt von den (Erz-)Bistümern Berlin, Hildesheim und Osnabrück. //



www.zoe-magazin.de



Die Bühne ist vorbereitet. //
Zwei Gläser und etwas zu trinken stehen bereit. //
Ein Stuhl und ein Bett mit einer weichen Decke sind ans Fenster mit Ausblick gerückt. //
Meine Liebe wird kommen. Es wird etwas geschehen zwischen uns. //
Aber es wird kein Theaterstück werden – unsere Dialoge würde eh kein Publikum verstehen, //
wie auch alles andere nur für unsere Sinne bestimmt ist. //
Wir werden jede einzelne Zugabe aushandeln und am Ende entscheiden wir, //
wann der letzte Vorhang fällt in diesem Menschenstück. //
Die Generalprobe wurde übrigens gestrichen. //

Foto: Tatum Mangus / Annapurna Pictures

Illustration: Patrick Schoden

Dom Medien GmbH
Schillerstraße 15
49074 Osnabrück



GÖNNE DICH DIR SELBST

Wenn also alle Menschen ein Recht auf dich haben, // dann sei auch du selbst ein Mensch, der ein Recht auf sich selbst hat. // Warum solltest einzig du selbst nichts von dir haben? // Wie lange noch schenkst du allen anderen deine Aufmerksamkeit, nur nicht dir selber? // Bist du dir etwa selbst ein Fremder? // Bist du nicht jedem fremd, wenn du dir selber fremd bist? // Ja, wer mit sich selbst schlecht umgeht, wie kann der gut sein? // Denke also daran: Gönn dich dir selbst. // Ich sage nicht: Tu das immer. // Ich sage nicht: Tu das oft. // Aber ich sage: Tu es immer wieder einmal. // Sei wie für alle anderen auch für dich selbst da, // oder jedenfalls sei es nach allen anderen. //

Bernhard von Clairvaux (1090 –1153)